

(Nachdruck verboten.)

15) Auf der letzten Schwärze.

Roman von Gustav af Geijerstam.

Wenn Märta dunkel und gleichsam aus weiter Ferne das Rollen eines Unheils vernahm, das sich näherte, so war sie sich dessen nicht bewußt. Märta hatte genug mit ihrem eignen zu thun, und ihre junge Natur lehnte sich dagegen auf, mehr Kummer in sich aufzunehmen, als diesen einzigen, der sie so ganz erfüllte.

Ohne irgend einen Grund oder ein Ziel ihrer Wanderung anzugeben, ging Märta an diesem Abend zeitig aus. Aber als sie die Häuser hinter sich gelassen hatte und hinaus zwischen die Klippen kam, wandte sie sich einen Augenblick um und bedachte sich. Sie sah die Insel gleichsam übersät von Lichtpünktchen aus den kleinen Fenstern, innerhalb derer das Feuer im Kamin brannte, oder die Lampe auf dem Tisch, und zum erstenmale kam es ihr zum Bewußtsein, wie einsam und verlassen sie sich fühlte, und wie wunderbar alles, was ihr geschah, eigentlich war. Nicht sie selbst handelte mehr. Sondern etwas, das von außen kam und sie gleichsam vorwärts schob, gleichviel wohin es ging; und wie in Angst, ihn zu treffen, der doch der einzige war, den sie jetzt treffen konnte oder wollte, schlug sie einen andern Weg ein und kam zu einem Teil des Strandes, der noch abgelegener und verborgener war, von einem jähen Abhang verdeckt, über den man hinabrutschen mußte, um hinunter zu gelangen.

Märta wußte nicht, warum sie so ging, ganz planlos, als wollte sie allein sein. Sie erinnerte sich, daß August sie erwartete. Aber sie fand es natürlich, daß er warten mußte und daß sie hier einsam ging und das Wasser zu ihren Füßen rauschen und zischen hörte. Es blies ein scharfer West, und Märta fror. Aber die Kälte that ihr gut, gleichsam als linderte es ihren inneren Aufruhr, zu fühlen, wie der Wind ihr Antlitz peitschte.

Der Himmel war trübe, und es war so dunkel, daß Märta kaum sehen konnte, wohin sie ihren Fuß auf den fahlen Klippen setzte, und es bedurfte des sicheren Auges des Küstenbewohners, um aus den nebeligen Felsenkonturen den Ort zu erraten und den Weg, um davon fortzukommen. Das Dunkel war so dicht, daß es sich förmlich um das einsame Mädchen legte, und dieses Dunkel war von Lauten erfüllt. Bald waren es die Wellen, die feuchsten, oder die Brandung, die ihr schwermütiges Lied sang. Bald war es der Wind, der gleichsam von neuem kräftiger zugriff und alles Lebende durch das Geräusch seines Atemhauchs, der das Dunkel durchtobte, verschengen zu wollen schien. Bald war es ein verirrter Meerovogel, der in der Finsternis gegen den Wind segelte und seinen kreischenden einsörmigen Schrei ertönen ließ. Bald das Rasseln eines Steines, der von irgend einem Tier der Nacht in Bewegung gesetzt, in eine entlegene Kluff niederfiel.

Märta hatte sich auf einem Steinhügel niedergelassen und ihre Hand ruhte auf den Steinen. Sie saß da und dachte an die Gewißheit, die in den letzten Tagen mit immer größerer Angst in ihr emporgestiegen war und mit ihrer kalten Wirklichkeit das erkünstelte Glück zertrümmert hatte, in dem sie gelebt. Was sollte aus ihr werden? Gab es auf Erden jemand, der unglücklicher war als sie? Sie wiegte sich hin und her, wie sie da auf dem Steinhügel saß, und in ihr wuchs im Dunkel eine formlose Angst.

Da geschah es, daß einer der losen Steine unter ihrer Hand fortglitt und sie einen Gegenstand berührte, der sie auffahren ließ. Was war es? Wo saß sie? Wie war sie hergekommen? Märta fühlte einen, glatten Körper, der sich an ihrer Hand strich, und es fehlte nicht viel, so hätte sie vor Schrecken laut aufgeschrien. Das Tier strich sich noch einmal an ihr und Märta begriff, daß es eine der vielen Katzen des Dorfes war, die sich auf Streifzüge begeben und nun einen Menschen gefunden hatte, an den sie sich im Dunkel an-schmiegte. Die Katze lag still und rieb sich an der Hand des Mädchens und Märta empfand plötzlich mit einem eisigen Gefühl, wie dunkel es war.

Ohne zu verstehen, woher der plötzliche Schrecken kam, der sie so mit einem Male aller Fassung beraubte, schob sie

das Tier von sich fort und begann mit so raschen Schritten, als das Dunkel zuließ, der Stelle zuzueilen, wo sie wußte, daß August sie erwartete. Sie lief rascher und rascher, und die Angst in ihr wuchs. Es war ihr, als tasteten unsichtbare Hände nach ihr, um sie zurückzuhalten, und sie glaubte Laute zu hören, wie von den heißen Atemzügen eines Laufenden, der sie verfolgte. In der Dämmerung sah sie rings auf ihrem Weg Gestalten sich erheben, und ihr Herz klopfte, als sollte ihr die Brust zerspringen.

Halb bewußtlos lief Märta weiter, und sie hielt erst inne, als sie deutlich jemand hörte, der sie beim Namen rief.

„August!“ antwortete sie unsicher. Denn sie wagte nicht zu glauben, daß er es war. „Wo bist Du?“

Im selben Augenblick fühlte sie sich statt einer Antwort von zwei Armen umschlungen; und den Hals des Mannes umklammernd, brach Märta in unaufhaltsames Weinen aus.

Als Märta gerade an diesem Abend säumte, hatte August allein auf ihrem alten Platz gesessen und fest geglaubt, daß ihr Ausbleiben mit der gefundenen Schaluppe des „Delphin“ im Zusammenhang stehe. Und als er sie nun vor sich selbst im Dunkel stehend sah wie ein erschrecktes Kind, da durchblitzte seine Seele eine Ahnung, von welcher wunderlicher Art dies Sommermärchen eigentlich war, in dem sie beide lebten. „Was giebt's?“ sagte er und hielt das Mädchen von sich ab. „Was ist geschehen?“

Da stieg aufs neue das Bewußtsein der furchtbaren Gewißheit in Märta auf, der Gewißheit, daß sie Mutter war. Und in kurzen, abgebrochenen Worten sagte sie ihm die Wahrheit. Sjöholm war so erstaunt, daß er zuerst nur stammelte:

„Ich glaubte, es wäre etwas andres.“

„Was andres?“ sagte Märta hart.

Er wich ihrem Blick aus. Aber in einem Augenblick hatte Märta verstanden. Es war, als öffnete sich eine neue Gewißheit hinter der früheren, und diese neue war doppelt so entsetzlich, doppelt so furchtbar als die frühere. Dieses andre war ein Abgrund, in den Märta noch nicht zu blicken wagte, um nicht schauernd ihr Gleichgewicht zu verlieren, hinunterzustürzen und zerschmettert zu werden. Sie ächzte, wie in dem Gefühl eines Schmerzes, der noch keine Worte gefunden, eines Schmerzes, der eines Tages wirklich werden und jeden andern verschlingen mußte, so wie eine große Welle die kleinen verschlingt.

Und August, der es schon bereute, daß er ihr vielleicht wehgethan, und sich eines Verdachtes schämte, den er für ungerechtfertigt hielt, strich dem Mädchen sanft übers Haar, sagte ihr die freundlichsten Worte, die er finden konnte, und er versprach ihr, daß er sie heiraten und alles gut werden würde.

Die beiden jungen Menschen sahen sich einen Moment in die Augen, und ein Gefühl brennender Scham trieb dem Mädchen das Blut in die Wangen. Sie konnte August nicht dafür danken, daß er gut gegen sie war, sie war plötzlich kalt für seine Lieblosungen geworden, und zum erstenmal sah sie, daß der Mann, dessen Kind sie unter ihrem Herzen trug, ihr gleichgültig und fremd war. Sie hatte ihr Leben fortgelogen, und nie konnte sie wieder fühlen und leben wie andre.

Aber mit frühreifer Hurtigkeit begriff Märta, daß sie dies nie an den Tag legen durfte, und darum fuhr sie fort, sich in seine Gunst zu lügen. Mit dem Arm des Mannes um ihren Leib, den Kopf an seine Schulter gelehnt, ging Märta vorwärts auf dem Wege, der zu den leuchtenden Punkten in den Fenstern der Häuschen führte.

Es war so wunderbar zu spüren, wie er wärmer und wärmer wurde, während sie im Dunkel aneinandergeschmiegt weiter gingen, indes sie selbst die ganze Zeit fühlte, wie die Kälte in ihr anstieg, so daß sie ihn am liebsten hätte wegstoßen und fortlaufen mögen.

Aber am schlimmsten war es, wie seine Stimme weich wurde und beinahe thränenersüßt, als er die zwei Worte sagte: „Arme Kleine!“

Da wich Märtas Beschämung einer alles verschlingenden Verwunderung über sich selbst und das Leben und alles, was sich im Leben fand. Aber weiter drang in diesem Augenblick ihr Denken nicht. Es erfolgte in dieser Verwunderung, so wie ein fallender Stern im blauen Raume erlischt.

Um diese Zeit machte die Sonnenschar ihrem Namen keine Ehre. Die Unruhe lastete jetzt schwer auf der Insel und unter ihrem Drucke schien der Herbst näher, als er eigentlich war. Die Tage waren frostig, und unaufhörlich segte ein rasender Wind um die kleinen Häuser, die auf der Klippe zerstreut lagen.

Selbst Jille Bumm ging grübelnd herum, und das war, weil er es merkwürdig fand, daß gerade er derjenige war, der das Boot gefunden und den traurigen Auftrag hatte übernehmen müssen, das Strandgut heim zu bugfieren. Obgleich er für sein eigen Teil niemand Besonderen mit den großen Fischerbooten heim erwartete, die nun bald kommen sollten, ergriff doch auch ihn die allgemeine Niedergeschlagenheit, und was er sich nun vornahm oder wohin er auch ging, überall war es, als hockten böse Ahnungen lauend in den verstecktesten Winkeln, und nichts, was gethan werden sollte, ging mit jenem Schwung, der für Jille Bumm das Leben war.

Zwei von den großen Booten waren inzwischen schon eingetroffen, aber da keines derselben Nachrichten vom „Dolphin“ brachte, trug dies bloß dazu bei, die Angst zu vermehren, die sich gleich einem kalten Nebel über die ganze Insel breitete. Es war, als wüchse die Unruhe, je näher die Wahrscheinlichkeit rückte, bald Gewißheit zu erlangen. Jille Bumm hatte all die ernsthaften Gesichter, die ihm überall begegneten, nicht länger ertragen können. Vielleicht auch waren seine eignen Gedanken zu schwarz gewesen, als daß er sich recht behaglich fühlen konnte, und darum hatte er sein Segelboot genommen und war hinaus aufs Meer gefahren.

Jille Bumm hatte Fische zum Trocknen draußen, und es sah aus, als segelte er jetzt, um Makrelen zu fangen. Aber es wehte kein Wind zum Fischen, das Ganze war ein leerer Vorwand, und keiner wußte das besser als Jille Bumm, der zusammengefunten beim Steuer saß und, ohne die gespannten Leinen eines Blickes zu würdigen, seine Gedanken auf dem unruhigen Meer umherirren ließ.

Das Meer sah schwarzgrün und unheimlich aus, und Jille Bumm steuerte vorbei an dem flachen Leuchtturmstrand, hinter dem das offene Meer anfängt. Seine Gedanken gingen an diesem Tage so wunderbar in die Irre, sie streiften alles, sie hatten so merkwürdige Grillen, Einfälle und Launen, daß Jille Bumm sich selber nicht begriff. Warum sah er so da und starrte den Steinhaufen an, der auf dem fahlen Strande lag? Es war ein ganz gewöhnlicher Steinhaufen, und schob man die Steine weg, so grünte ein sauber abgeschälter Totenschädel hervor. Ringsumher lagen Rippen, Schienbeine, ein Rückgrat, Zehen und Finger. Es war eine Leiche, die vor Gott weiß wie vielen Jahren ans Land getrieben, mit Steinen bedeckt worden war und draußen in der Sonnenwärme vermoderte, weil die Klippe nicht die paar Schaufeln Erde besaß, die zu einem Begräbniß nothwendig sind. Ob wohl ein paar Gebetworte über ihn gesprochen worden waren, bevor man ihn unter den Steinen barg?

Niemand wußte es. Jille Bumm spuckte nachdenklich ins Meer und ließ das Boot vom Winde drehen, um nicht die Angelschnüre zu verwickeln, die des Anscheins halber hinter dem Fahrzeug herhingleisten.

Da merkte er plötzlich, wie die Angekrute sich kerzengerade aufstellte, und als er die Schnur anzog, fühlte er, daß etwas Schweres miffam. Eigentümlich genug leistete das unbekannte Ding keinerlei Widerstand, und ohne sich über die Ursache klar zu werden, fühlte Jille Bumm ein Gruseln, wie er so, über die Brüstung gebeugt, da stand und zu sehen bemüht war, was aus dem Wasser austauchten würde.

Nun sah er es. Es war etwas Dunkles und Großes, das im Wasser schleppte, und es ließ sich schwer ins Boot hineinziehen. Aber als Jille Bumm den gewichtigen Klumpen gehoben hatte, ließ er ihn langsam vor sich auf die Ruderbank sinken und wurde ganz weiß.

Der Klumpen war nämlich ein totes Tier, das lange im Wasser gelegen hatte, und Jille Bumm brauchte bloß einen Blick auf dieses Tier zu werfen, um sich zu überzeugen, daß es nichts mehr und nichts weniger war, als sein eigener Hund, den er selbst vor länger als einem Monat ins Meer versenkt hatte. Jille Bumm ließ den toten Körper lange vor sich auf der Bank liegen und sprachlos da und starrte ihn an.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Was die Panke rauscht!

Das waren endlich wieder große Stunden, die ich erlebte, die ersten seit Jahrhunderten. Es ist mein Naturrecht, ein großer Strom zu sein, aber die Zeit hat mich zum verachteten und verhöhten Ninnfal ausgetrocknet. Denkt etwa heute noch jemand daran, wenn er am Brunelwaldsee oder an der krummen Lanke Liebeslieder wandert, daß diese dunklen träumerischen „Augen der Mart“ Wasser von meinem Basser sind, daß es meine leblichen Kinder sind, während sie ihre gedörrete, verhäuzelte, verkommene Mutter längst vergessen und verleugnet haben?

Kein Poet besingt mich, keine junge Liebe lost an meinen Ufern, ja sie meinen, ich wäre überhaupt keinerlei Leuzgeföhle fähig. Nur in den Rauchtheatern wiehert man über mich blöde Späße. Ich bin ihnen zum Simbild des Gestankes geworden, zu einem wässrigen Kehrichtlasten für die zerbrochenen Hausgeräte des Tages und — wehe! — der Nacht. Selbst über die Fischlein, die mir in meiner Armeligkeit treu geblieben sind, höhnt man: Panfelachs, Panfelaviar, Panfelhammer, Panfeustern — so benennet man in schmutziger Phantasie höhrend die bescheidene aber anhängliche Lebewelt, die in mir webt und strebt. Und wenn irgendwo der Typhus ausbricht — mir schiebt man die Schuld in die geborstene Schuhe, die so zahlreich auf meinem Grunde lagern.

Ich bin zum Paria der Flüsse der Welt geworden, und war doch einst ein gewaltiger Strom voll von Schönheit und Kraft, und die märkischen Kiefern tauchten ihre grünen Nadeln und rötlichen schlanken Stämme spiegelnd in meine Flut. Jetzt, da Berlin zum Weltstadt-Entporenmüling ward und mit Millionen rechnet wie vordem mit Zehnern, schämt man sich meiner. Die meisten Berliner wissen nicht einmal, daß und wo ich existiere. Man hält mich für eine Legende und für keine geruchlose, für einen schlechten Biß, der dazu dienen soll, den Inbegriff alles Jämmerlichen, Elenden, Dürftigen, ein schlammiges Reich der Niedrigkeit und des Unrats zu bezeichnen. Und doch lebe ich und fliehe in dem Stolz einer großen Vergangenheit, ein Bettler und ein Krüppel, der aber nie die Hoffnung aufgegeben hat, wieder zu Ehren zu kommen. Berlin liegt, das schrei ich gellend hinaus, an der Panke! Unrechtmäßig, hat sich die Spree der Herrschaft bemächtigt. Aber einst wird kommen der Tag, da mein Ruhm wieder erstahlen wird. Bis zum letzten Tropfen meines Wassers werde ich kämpfen, und noch am Grabe des Letzten in die Erde versinkenden Atoms werde ich die Hoffnung aufpflanzen:

Jöhnt nur, mich tröstet der Gebaute,

Ein König bleibe ich auch im Gestanke.

Kennst mich immerhin größenwahnsinnig, närrisch, einen komischen Kauz, einen lächerlichen Ninnfeln, ich habe nun einmal meinen Stolz, und fühle, daß ich es noch zu etwas bringen werde.

Es regnet, es donnert, es brüllt. Ein Feuergeföhber von Bligen. O, das ist anders, als wenn ungeschämte Franzjünger aus dem Waschbecken schäumiges Seifenwasser in mein Bett gießen. Ich fühle, wie meine wulsten Adern sich straffen. Das thut wohl. Der Himmel hat so reinliches Wasser! Ich habe keine Ruhe und keinen Raum mehr. Ich muß hinaus, hinaus. Ich sprengte die Ketten, die man mir anlegte. Ich bin wieder jung geworden, jung, jubelnd, übersäumend. Ich wachse, wachse. Paßt auf, ich erobere mir mein verlorenes Königreich wieder.

Aus der Nacht hallen verstärkte Angstschreie. Es scheint mir, daß ich im Gehen einiges Menschengemümpel zertreten. Was thut's! Wer sich ausleben will, muß zerstören. Ich muß meine Individualität durchsetzen. Mag schon sein, daß ich ein wenig ungeschickt bin. Aber warum habt Ihr mich so lange niedergehalten? Kein Wunder, daß ich's nun erst wieder lernen muß, meine kraßt zweckmäßig zu gebrauchen.

Es regnet noch immer, herrlich, ich stroche voll reinem Wasser. Ich bin bis auf den Grund aufgewühlt, der Schmutz von Jahrhunderten wird endlich einmal fortgeschleht.

Wollenbrüche entladen sich in mein Bett. Ich nage gewaltig an den Häusern, die mich grausam eingeeignet haben. Und jetzt... kein Zweifel, ich bin ein großer Herrscher geworden. Ich habe den unwiderleglichen Beweis dafür! Ich treibe Leichen dahin, zwar nur Kadaver von Hunden, Kaninchen, Ziegen und Mägen und höchstens ein Paar Pferde, aber immerhin: ich habe es doch vermocht, lebende Wesen zu töten. Hurra: Endlich auch ein toter Mensch! Niemals hat mich ein Selbstmörder gewürdigt, in mir seine Ruhe zu finden. Heute schwimmt ein toter Mensch in meinen Wassern. Leugnet man nun noch, daß ich ein Mächtiger bin? ... Auch ein Sarg treibt dahin. Er ist leer. Sollte der Mensch etwa schon tot gewesen sein, bevor er in meine Gewalt geriet? Das würde mein Selbstgeföhldämpfen. Aber auch eine Menschenleiche ist ein Erfolg. Ich triumphiere.

Der Regen stürzt in immer stärkerer Flut. Ich fühle mich missfistiphhaft. Werdet Ihr nun noch leugnen, daß Berlin an der Panke liegt?

Man schilt mich, daß ich just die armen Leute aus ihren Kellern getrieben, der dürftigsten Menschen kargen Hausrat zerstört habe. Das war gar nicht meine Absicht. Ihr dürft es mir glauben, ich folge nur dem Zwange der Natur, mein Willen plante Höheres. Wartet nur, mein eigentliches Werk beginnt erst. Bald steige ich in die Belletagen und hole die Schläfer ganz Berlin aus ihren

seidenen Betten. Alle Schlupfwinkel des reichen Lasters werde ich aufwühlen. Nacht und ohnmächtig reise ich die freche, hochmütige Menschenbrut in meine tödlichen Strudel. Ich schwemme die heuchlerische Larve von jeder süßigen Wölbe — nacht, nacht, nacht muß sich mir die verlogene Gesellschaft ergeben. Der hinkende Teufel deckt ein die Dächer auf, um alle verborgene Schande zu enthüllen. Ich sprengte mit meiner Wässer Gewalt jegliche Thür, zersetze die hüllenden Vorhänge, überfalle die wehrlosen Leiber in Nacht und Traum und führe sie jäh als Beute in die kalte Flut.

Was seid Ihr prahlende, süßige, frevelnde Menschen, und was bin ich! Sind nicht all die progenden Paläste auf Sand und Sumpf gebaut? Ein Griff meines Armes und ihr stürzt in Trümmer. Ich ströme über Berlin und werfe das lose Gemäuer, das ewige Dauer log, in meine Wässer, wie einst die Steingutsherben und zersprungenen Kochtöpfe in mir gebettet worden. Und dicke Hechte, mit Menschen gemästet, werden schwimmen, wo einst die Leipzigerstraße lärmte und unter den Linden Militärmärsche schmetterten.

Dem ich bin die Einstlut — ich die Panke!

Der Regen hat aufgehört. Die Sonne ist doch wieder aufgegangen, aber nur um die Trümmer zu zeigen, die ich in der Nacht schuf. Jetzt kann ich ein wenig verschmausen, morgen nacht will ich mein Werk fortsetzen.

Wie die Menschen über mich stauen! He, nun entdeckt ihr, daß ich lebe, daß die Panke mehr ist wie ein Ort, der verunreinigt werden muß? Ich imponiere Euch, nicht? Man muß immer erst ein Exempel statuieren, wenn sie an unsere Macht glauben sollen. Würden die Götter nicht töten und verwüsten, die Menschen würden sie leugnen.

Man ruft sogar Extrablätter über meine wunderbare Verwandlung aus. Das schmeichelt mir doch ein wenig: „Die Panke hat sich in einen reizenden Bergstrom verwandelt und einen Wasserstand von 4 1/2 Meter erreicht.“

Bergstrom — wie das klingt! Zwar ich muß gestehen: ich habe noch nicht das silberne Grün des Gletschewassers erreicht, aber ich kann doch Bäume entwurzeln und oberdreißig richte ich nur noch ein wenig. Und 4 1/2 Meter ist für den Anfang eine anerkanntswerte Leistung. Aber ich sage Euch: Morgen werdet Ihr keine Extrablätter mehr anrufen; denn alle Druckpressen werden unter Wasser stehen. Also schwört die Panke!

Es ist ärgerlich — der Regen hat nicht wieder angefangen. Blaues Frühlingswetter lenchtet und die Menschen lachen wieder. Man muß den Wächtern noch eine kleine Galgenfrist gönnen. Warlet nur, balde, balde!

Der Himmel bleibt wolkenlos! Ich fühle — eine niederschmetternde Entdeckung — ich verlaufe mich! Sicherlich bin ich kaum mehr als einen Meter hoch. Ich werde wieder ganz von vorn anfangen müssen. Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf.

Aber eines fasse ich nicht, daß die Menschen wieder so sorglos geworden sind und so schnell den Weltuntergangsvorwurf vergessen. Woher sie nur ihre leichtsinnige Sicherheit nehmen? Ich habe immer doch meine Macht, die Möglichkeiten meiner geheimen Kräfte so eindringlich gezeigt? Sehen Sie denn nicht ein, daß es nur ein lächerlicher Zufall war, daß das Unwetter nur fünf Stunden gewährt hat? Könnte es nicht ebenso gut zwölf, vierundzwanzig, achtundvierzig Stunden hintereinander regnen? Was wäre dann aus Berlin geworden? Ein Weltmeer, der Panke = Ocean.

Aber die Menschen rechnen mit dem Zufall wie mit einer ehernen Geleglichkeit. Sie schlafen ruhig auf einem Pulverfaß; es wird ja schon nicht explodieren. Sie tanzen an der — Panke. Sie sind überzeugt, daß der wildeste Wollenbruch nach fünf Stunden aufhören muß, und daß die Panke Panke bleibt. Ich aber werde, ich will . . . sie sollen . . .

Ich kann es nicht mehr leugnen: Ich bin wieder die Panke. Ich glaube sogar, ich rieche bereits. Na, dann vergessen sie mich nicht ganz. Ihre Nasen wenigstens sollen mich fürchten. Keine Spur mehr von Bergstrom! Ich wurde heute ganz wehmütig, als ich an die vergangene Herrlichkeit durch einen kleinen Zwischenfall erinnert wurde. Ein alter Mann warf einen Haufen Anichtsarten, die „Berlin unter Wasser“ zeigten, in mein Wässerchen. Man hat wohl den Vortat nicht ausverkauft, weil man bereits an andre Dinge denkt. Als ich eine Karte näher ansah, schlug mir doch das Gewissen. Wie grausam ich gewesen bin! Ein Trümmerfeld trägt die erklärende Unterschrift: „Fuhrherr Waldow sucht seinen neuen, noch nicht bezahlten Droschkentüschers-Anzug aus den Trümmer.“ Noch nicht bezahlt! Nein, ich will doch lieber die kleine, elende, verachtete Panke bleiben. . . .

Man sagt mir eben, daß nicht ich die Schuld trage, sondern ein Eisenbahndamm. Gott sei Dank. — J. o. c.

Erinnerungen eines Leipziger Ausgewiesenen.

In der „Leipz. Volksztg.“ lesen wir: Es war an einem der letzten Tage im Juni des Jahres 1881 in der Mittagsstunde, als ein junger Mann unter allen Zeichen höchster Erregung in meine, in einem der östlichen Vororte gelegene Wohnung trat. Er brachte mir die nieder-

schmetternde Mitteilung aus dem Sektorsaal der „Leipziger Zeitung“, daß er soeben den Büstenabzug einer amtlichen Bekanntmachung gesehen habe, nach welcher vom Tage des Erscheinens dieser Bekanntmachung über Leipzig und Umgegend auf Grund des Ausnahmegesetzes der kleine Belagerungszustand verhängt werde.

Nachdem ich die Fassung wiedergewonnen, dankte ich dem jungen Mann für seine unter Umständen nicht ganz gefahrlose Meldung und machte mich ohne Bestimmen auf die Weine nach der Wohnung des Genossen Bebel. Diese lag auf der andern Seite der Stadt, im Westviertel. Die Fahrverbindungen waren nicht entfernt so wie heute; ich hatte auch gar keine Zeit zum Ueberlegen: nur vorwärts! Ich glaube, daß ich keine 15 Minuten Zeit gebraucht habe, um die mindestens 1/2 stündige Entfernung zurückzulegen, und ganz außer Atem erreichte ich das Haus in der Hauptmanstraße.

In den Stubträumen — Firma J. o. c. u. Bebel — traf ich Bebel zwar nicht an; aber zu meiner Verhöhnung versicherte man mir, daß er in der im Vordergebäude gelegenen Wohnung zu finden sei. Ich stürmte die Treppen hinauf und stand in wenig Minuten dem Genossen gegenüber, der mir mit einiger Verwunderung über mein Erscheinen zu so ungewohnter Stunde und wohl auch über mein einigermaßen echauffiertes Aussehen einige Schritte entgegen kam.

Wie werde ich diese Stunde und die Wirkung meiner Worte auf Bebel vergessen. Seine Miene drückte eine ungeheure Enttäuschung aus: „Wie? Es ist nicht möglich — noch vor wenigen Tagen hat man uns im Landtage versichert, daß man in Sachen nicht an Belagerungszustand dachte in Regierungskreisen. Solche —!“

Aber nur einen Moment dauerte diese begreifliche Stimmung an, dann sagte er in der ihm eignen klaren und bestimmten Art: „Ei, da müssen wir ja gleich die nötigen Schritte thun, um das, was gethan werden kann, mit nötigster Schnelligkeit zu vollbringen.“ Und es wurde vollbracht!

Mit unsrer gewohnten, die Gegner verblüffenden Geschwindigkeit waren sämtliche Vertrauensmänner des Stadt- und Landkreises noch im Laufe des Spätnachmittags und Abends benachrichtigt, daß am folgenden Abend eine große Parteiverammlung zusammenzuberufen sei und zwar im Freien. Gewählt wurde dazu die Gegend am Napoleonstein hinter Thonberg.

Die „Königl. sächs. Leipziger Zeitung“ hatte niemals einen allzu großen Leserkreis, und als am andern Morgen die amtliche Bekanntmachung der Maßregel erschien, wußten viel mehr Socialdemokraten davon, als andere Leute. Der gute Bürger, soweit er es nicht zufällig abends in seiner Stammscheibe ersuhr, las erst am nächsten Tage in den übrigen Lokalblättern, daß Leipzig in fürchterlicher Gefahr schwebte, vor welcher es nur durch die weise Staatskunst einer vorstichtigen und fürsorglichen Regierung bewahrt worden sei. Gleichzeitig aber ersuhr er auch von einer riesigen Versammlung der Roten, die am Abend vorher stattgefunden und welche die Polizei richtig entdeckt habe, just in dem Moment, als die Teilnehmer in nächtlich schwarzen Scharen nach verrichteter Sache den Heimweg angetreten. Und wirklich kam uns eine große Anzahl uniformierter und veranlaßt auch nicht uniformierter Polizei entgegen. Die Genossen aber, soweit ihre Entrüstung über die Maßregel selbst das erlaubte, lachten dieser Bemühungen.

Jeder von ihnen war nicht nur mit den nötigen Instruktionen, sondern auch mit den noch nötigeren Sammellisten versehen. Denn Geld, das stand von vornherein fest, würde viel gebraucht werden für die voranschreitenden Opfer des Belagerungszustandes.

Gegen achtzig Genossen waren es, die in der kurzen Frist von drei Tagen das Gebiet des Belagerungszustandes zu verlassen hatten; fast alle waren Familienväter, einzelne, darunter auch der Schreiber dieses, mußten eine zahlreiche Familie verlassen. Da gab es wohl viele Thränen; aber das Vertrauen auf unsre gerechte Sache hatte damals keiner verloren, und die Bevölkerung von Leipzig, soweit sie nicht aus fanatischen Gegnern bestand, leistete die Entrüstung; noch niemals waren in so kurzer Zeit so viel Geldmittel aufgebracht worden, als in den ersten Tagen des Belagerungszustandes.

Die von der Ausweisung betroffenen Genossen beteiligten sich naturgemäß am eifrigsten am Sammelwerk. Ueberall fanden sie offene Hände und fühlende Herzen. Wo sonst Fremde gegeben wurden, gab es jetzt Markt und Thaler. Ich kenne zwar heute nicht mehr genau die Höhe des in den wenigen Tagen zusammen-gelaufenen Betrages; aber in den Zahlen drückte sich die großartigste Teilnahme fast aller Klassen der Bevölkerung aus. Das war der erste negative Erfolg der Polizeimaßregel.

Aber noch etwas andres wurde in jener nächtlichen Versammlung beschlossen, etwas, was einen Bruch bedeutete mit den bisherigen Anschauungen und Gesplogenseiten, die in der Partei maßgebend waren. Hatte bisher die stolze Meinung vorgeherrscht, daß wir die Wunden der getroffenen Kampfesopfer auf eigne Kosten zu heilen hätten, so wurde jetzt jedem anscheinenden Familienvater aufgegeben, dafür Sorge zu tragen, daß seine Angehörigen sofort um Gemeinde-Unterstützung einzukommen hätten. Die Verteidiger dieses Verlangens argumentierten, man müsse den Gemeinden, namentlich der Vororte, die ohnehin über zu große Armenlasten lamentierten, die Sache möglichst unangenehm machen, und der Erfolg hat ihnen recht gegeben. Die Gemeinden mußten sich bequemen, die schuldlosen Opfer des Gesetzes zu unterstützen, und von verschiedenen Seiten sind später Proteste gegen weitere Ausweisungen von Familienvätern an maß-

gehender Stelle eingereicht worden. Diese Unterstüßungen sollen später von den Heimgekehrten zurückverlangt worden sein; ob sie auch gezahlt wurden, darüber können vielleicht andre Genossen Aufschluß geben. Von einem Stöttericher Genossen, der nach seiner Rückkehr in den Gemeinderat gewählt worden, hat man die seiner Familie gezahlten Beträge auf dem Klagenwege thatsächlich zurück zu erlangen gesucht. Freilich ohne Erfolg, wie ich in Erfahrung gebracht habe. Nach einer glänzenden Verteidigung seitens des bekannten Anwalts Krause wurde die Gemeinde mit ihren Forderungen an den Sädel des Genossen abgewiesen.

Noch bevor die Ausgewiesenen das „belagerte Gebiet“ verlassen, sorgten sie mit den zurückgebliebenen Genossen dafür, daß die lokalen Parteigeschäfte keinerlei Unterbrechung erfuhr, d. h. sie wählten ein Komitee, dessen erste Arbeit die Ausstellung von Legitimationen an die aus der Heimat Vertriebenen bildete. Diese Legitimation, die wohl noch mancher Genosse, wie ich selbst, als eine Reliquie aufbewahrt haben mag, bestand in einer kleinen Karte, einer Bistitenkarte mit dem Namen Aug. Webel, und trug auf der Rückseite folgenden Vermerk:

Zusäber dieses, Parteigenosse N. N., ist aus . . . (Leipzig) ausgewiesen.

Leipzig, 3. Juli 81.

J. A.: Löwe.

Niemand außer den Eingeweihten wird den „Genossen Löwe“ je gekannt haben — der Name war fingiert!

Den Genossen des Stadtgebiets war die Ausweisungs-Order etwas früher zugegangen, als denen der Vororte und des Landgebiets. Uns letzteren war ein Befehl nach der Amtshauptmannschaft zugestellt, wo von jedem gelegentlich der Bekanntgabe der Maßregel noch ein „Signalement“ abgenommen wurde. Auf die Frage nach besonderen Kennzeichen, die ein Beamter an mich richtete, antwortete ich mit der Gegenfrage: „Wozu? und erhielt den verblüffenden Bescheid: „Weil ein Signalement von Ihnen aufgenommen wird.“ Meine Entrüstung machte sich in den Worten Luft — „Wie vom Verbrecher!“ Ein finsternes Sticmurgeln war die einzige Antwort, die mich verstummen machte. Auch schnürte mir der Ingrimim beinahe die Kehle zu. Nach Hause zurückgekehrt, schrieb ich sofort das Gefühl an den Gemeinderat um Unterstüßung, das meine Frau mit ihrem Namen unterzeichnete; und ich kann versichern, daß es mehr einer Forderung, denn einer Bitte ähnlich war.

Auf dem Wege nach dem Bahnhof, drei Tage später, habe ich das Schriftstück persönlich im Gemeindebureau übergeben, um meiner Frau diesen immerhin unangenehmen Weg zu ersparen.

Die Abschiedsszenen auf den verschiedenen Bahnhöfen brauche ich wohl nicht zu schildern; die kann sich der Leser und die Leserin, namentlich wenn die letztere Gattin oder Braut ist, selbst vergegenwärtigen. Mit etwa einem Dutzend Genossen führte mich der Zug zunächst nach Halle, wo einige Tage Raft die nötige Ruhe und Ueberlegung zurückbrachten. —

Kleines Feuilleton.

— **Zeitbestimmung der Tagoneger.** Ueber die Art, wie kulturlose Völker ohne Uhr und ohne Kalender die Zeit zu bestimmen wissen, ist schon viel geschrieben worden. Trotzdem ruft jede neue Mitteilung immer noch das Interesse wach, da sich neben den altbekannten Zügen häufig fremde, überraschende Momente finden, wie sie bisher nicht zur Beobachtung kamen. In Klein-Popo z. B. hat sich der Modus eingebürgert, nach den Durchbrüchen der Lagune zu rechnen; man sagt also, es war so oder so lange vor bzw. nach dem letzten Durchbruch der Lagune. Dieselbe Methode wird sicherlich auch in Keta und an den sonstigen Lagunenplätzen der Sklaventüste im Schwange sein. In Togo speziell pflegt man sich jetzt vielfach nach der in regelmäßigen Zwischenräumen erfolgenden Ankunft oder Abfahrt der Bormann-Dampfer zu richten. Für das Innere, wo solche Merkzeichen fehlen, behilft man sich, wie Missionar C. Spieß im „Halleischen Journal für Uhrmacherkunst“ schrieb, mit andren Mitteln. Da macht man, um zu zählen, wie lange jemand von Hause fortgewesen, für jeden verfloßenen Tag in einen besonders dazu aufgestellten Stock eine Kerbe. Ist eine Schuld abzutragen, so tragen Gläubiger und Schuldner, jeder für sich, an der Hauswand oder hinter der Thür die erforderlichen Striche ein und kreuzen die, welche schon abgelaufene Tage bedeuten. Man kann sich vorstellen, daß dieser Kalender von beiden Seiten sehr genau geführt wird. Der gleichen Zählung bedient man sich ferner, wenn Voten abgesandt werden, die nach Ablauf einer festgesetzten Frist heimkehren sollen. Auch entfernte Liebende zählen in dieser Weise die Tage bis zum nächsten Wiedersehen, falls sie es nicht vorziehen, für jeden verstrichenen Tag ein Maiskorn beiseite zu legen. Will ein Häuptling seine Mannen an einem bestimmten Termin an einem Plage versammeln, so sendet er in die Dörfer Beutelchen mit Maiskörnern, die genau mit Rücksicht auf die Entfernung abgezählt sind. Die Tagesstunden merkt sich der Tagoneger nach dem Stande der Sonne. Bei Regemachen giebt er wohl die Dauer einer Mahlzeit an, so wie unsre Bauern früher nach „Weifen Tabak“ zählten. Ist die Strecke länger, so wird mit der Zeit verglichen, die der Jams zum Garlocken braucht. —

(„Globus.“)

Astronomisches.

b. Die Zahl der Planetoiden, der kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter, deren erster am 1. Januar 1801 entdeckt wurde, hat im vergangenen Jahre das erste halbe Tausend nahezu erreicht. In dem hundertjährigen Zeitraum vom 1. Jan. 1801 bis zum 1. Januar 1901 war die Zahl auf 463 angewachsen, und zwar lediglich in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts; denn in der ersten Hälfte waren nur vier in den Jahren 1801—1807 entdeckte Planetoiden bekannt. Das erste Jahr des neuen Jahrhunderts brachte 34 neue Exemplare dieser kleinen Weltkörper; allerdings konnten 18 davon nur so kurze Zeit beobachtet werden, daß eine nähere Bahnbestimmung nicht möglich war, weshalb sie in das Nummernverzeichnis nicht aufgenommen werden konnten. Somit hat das Jahr 1901 sechzehn neue Nummern der kleinen Planeten gebracht, so daß das Verzeichnis mit der Zahl 479 schloß.

In den letzten Jahrzehnten glaubte man nicht, daß die Planetoiden ein besonderes Interesse bieten könnten, und wollte wesentlich der Vollständigkeit halber ihre Zahl feststellen. Aber der in Berlin auf der Urania-Sternwarte im Jahre 1898 entdeckte Planet Eros (Nr. 433) lenkte wegen seiner merkwürdigen Bahn — er nähert sich der Erde ganz bedeutend, bis auf 20 Millionen Kilometer oder nicht ganz 2¹/₂ Millionen Meilen — die allgemeine Aufmerksamkeit von neuem auf diese kleinen Gestirne. Im vergangenen Jahre hat gerade dieser Eros wieder den Astronomen neue Rätsel aufgegeben; er zeigte nämlich merkwürdige Lichtschwankungen, die in einer regelmäßigen Periode von 5¹/₄ Stunden sich wiederholten. Danach muß man annehmen, daß der Eros sehr rotiert, und daß die verschiedenen Teile seiner Oberfläche das Sonnenlicht in sehr verschiedener Weise zurückwerfen. Auch die Annahme, daß er ein sehr unregelmäßig gestalteter Weltkörper sei, der vielleicht bei der Zerkümmernng eines größeren Planeten entstanden ist, ist im Hinblick auf diese Erscheinung des Lichtwechsels wieder aufgetaucht.

Nachdem der Lichtwechsel am Eros einmal mummstüßlich festgestellt war, lenkte sich die Aufmerksamkeit auf ähnliche Beobachtungen an andern Planetoiden, die man früher als Irtilmer oder als Folgen einer unregelmäßigen Durchsichtigkeit der Luft oder einer ungleichen Helligkeit des Himmelsgrundes angesehen hatte. Nachdem aber die Lichtschwankung im Fall des Eros als etwas Wirkliches erwiesen war, schenkte man den früher vernachlässigten Veränderungen der Helligkeit bei Planetoiden mehr Beachtung und stellte eine ganze Reihe solcher Veränderungen fest. Ihre Ursache ist keineswegs bereits sicher erkannt. Die Planetoiden stellen die Forscher also vor neue Rätsel, und werden dadurch vielleicht eine nicht unwesentliche Bereicherung unserer Erkenntnis herbeiführen. —

Humoristisches.

— Das auch noch! . . . Auf dem Wege zwischen dem Jagdhaus und der Forststraße wurde ich überfallen und beraubt!

„So, so — gerade auf dem „verbotenen Weg“ — das kost' Ihnen 3 Mark Straf oder 1 Tag Haft!“ —

— Schnell luriert. Doktor (der zu einer ohnmächtigen Dame gerufen wurde, zum Gatten derselben): „Um . . . darf ich um den neuesten Hut der Gnädigen bitten?! . . . So! Und nun bitte ich Sie, sich auf diesen Hut zu sehen!“

Sie (in die Höhe schnellend): „Untersteh' Dich, Oskar!“ —

— Zarter Winkl. A.: „. . . So, Dein Chef hat Dich auch mit einem Geburtstagsgeschenk überrascht?“

Bureaubeamter: „Ja, mit einem Schlafrock, dessen Innenseite die Worte enthält: „Schlafe zu Hause!“ —
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die Vorstellungen des Alexanderplatz-Vortri finden am 30. April ihr Ende. Alsdann begiebt sich Direktor Vauisenwein mit seiner Gesellschaft, welcher sich auch Dr. Fritz Friedmann als Conferencier und Recitator anschließen wird, auf eine mehrmonatliche Tournee durch Deutschland und Oestreich. —

— Ein Preisausschreiben von 1000 M. für Kompositionen für Klavier, Geige u. erläßt die Leipziger „Musikwoche“. Das Ergebnis wird am 1. Juli veröffentlicht. —

— Das Kubensche Gemälde „Die heilige Familie“ ist dem Metropolitan-Kunstmuseum in New York von dem Millionär J. H. Smith geschenkt worden. Smith hatte für das Bild 50 000 Dollars gezahlt. —

— Mit dem Erweiterungsbau des Berliner Kunstgewerbe-Museums ist begonnen worden. Das neue Gebäude soll Unterrichtszwecken dienen und auch die Meisterateliers und die Bibliothek aufnehmen, so daß im jetzigen Museum nur die kunstgewerblichen Sammlungen bleiben. Der Neubau wird mit dem alten Kunstgewerbe-Museum durch einen bedeckten Gang verbunden werden. —

— Ein neuer Komet mit einem Schweif ist am Morgen des 16. April in Geneva (New York) von Brooks entdeckt worden. Das neue Gestirn steht im Sternbilde Pegasus, wird als hell bezeichnet und hat eine südliche Bewegung, die es bald in das Sternbild der Fische überführen wird. Danach wird der Komet bald in den Sonnenstrahlen verschwinden; dann aber wird er vielleicht wieder am Abendhimmel sichtbar werden. —